

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnements 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Mai eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit der wöchentlichen Gratis-Beilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“

Der Abonnementspreis beträgt für Berlin wie bisher Mark 35 Pf. pro Monat, 35 Pf. pro Woche. Bestellungen nehmen sämtliche Expediteure, sowie die Expedition dieser Zeitung an.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten die bisher erschienenen Nummern des

„Illustrirtes Sonntagsblatt“

gratis und franco nachgeschickt.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für die Monate Mai und Juni gegen Zahlung von M. 2,67 entgegen.

Die Redaktion und Expedition des „Berliner Volksblatt.“

Der Kampf um den Maximalarbeitsstag in den Vereinigten Staaten.

II.

Die fünfziger Jahre zeigten bereits einige Erfolge der nordamerikanischen Arbeiterbewegung. Mehrere Einzelstaaten, so Connecticut, Ohio, New-York, Pennsylvania erließen Gesetze, welche 10 Stunden als gesetzlichen Arbeitstag feststellten. Natürlich lief, wie zu gleicher Zeit in England, wie später in Frankreich, in der Schweiz, wie jüngst in Oesterreich parallel mit dem Kampf der Arbeiter der nahe, widerhaarige, mächtige Widerstand der interessirten Unternehmer. Das profitgierige Kapital sträubte sich gegen jede Beschränkung seiner Freiheit, der Freiheit, unbeschränkt nach Belieben die Arbeitskraft zu exploitiiren. Auch in Amerika kämpfte dieser gemaltige Gegner mit allen Mitteln; hatte er doch die Kunde der Gesetzgebung in der Hand. Wen, der auch nur einigermaßen die Geschichte der sozialen Frage kennt, wen wird es demnach wundern, wenn die Herren Fabrikanten und ihre parlamentarische Gefolgschaften gegen den Ansturm der Arbeiter zu retten veruchten, was zu retten war. Gut, man gab aber in den 50er Jahren in einigen Staaten den Zehn-Stunden-Arbeitstag. Aber jetzt kommt das große Aber. . . . „So eine Hintertür, so eine Klausel“ war dabei. Sämmtliche Gesetze hatten nämlich die famose Zusatzformel: „Wenn keine anderweitige Verabredung getroffen wird.“ Allein trotz alledem und alledem rückten die geschlossenen Reihen der Arbeiter immer weiter vor, und die

breiten Schichten des Volks ergriff Bewunderung für das zielbewusste Wirken des Industrieproletariats. Die öffentliche Meinung sprach sich gebieterisch für dasselbe und seine Wünsche aus.

In der Mitte der sechziger Jahre spannt sich das viel-maschige Netz der Arbeiterorganisationen über das ganze Land aus. Der August 1866 sieht in Baltimore den großen Kongress der Trades Union und Trades Assemblier, der die „National Labour Union“ gründet und auf seine Fahnen die Forderung des achtstündigen Maximalarbeitsstages schreibt. In Amerika nennt man kurzweg diese Forderung: „Plattform of Labour“ (etwa Arbeiterprogramm), eine recht zutreffende Bezeichnung, da ja die Regelung der Arbeitszeit den Kernpunkt für eine echte Sozialreform bildet. Die Agitation trug ihre Früchte. Wieder ging die Unionsregierung mit gutem Beispiel voran. Durch ein Gesetz vom 25. Mai 1868 führte sie den achtstündigen Arbeitstag für alle Werkstätten der Vereinigten Staaten-Regierung ein. Dies Gesetz war eines der besten Waffen, geeignet zur Durchsetzung ähnlicher Vorschriften bei den Einzelstaaten. Bereits haben die Staaten Wisconsin, Illinois, Pennsylvania, Connecticut, California den Achtstundentag eingeführt; freilich kommt auch diesmal der hinkende Vote, das Zugeständnis an den Kapitalismus nach: „Wo keine anderweitige Verabredung getroffen wird.“

In Pennsylvania beschränkt sich das Gesetz auf Baumwollen-, Wolle-, Seide-, Flachs-, Papier-, Glasfabriken, in New-York auf Baumwollen-, Wolle-, Seide-, Papier-, Glas-, Flachs-, und auf Eisen- und Bronze-fabriken. Der zehnstündige Arbeitstag ist zum Gesetz erhoben, freilich mit der Klausel, in den Staaten Ohio, Maine, Rhode-Island, New-Hampshire und Minnesota. Interessant ist die Thatsache, daß in Massachusetts, dem Ausgangspunkte der Agitation trotz der heftigsten Kämpfe erst 1874 die Arbeitszeit der Frauen und Kinder auf 10 Stunden gesetzlich festgesetzt, aber ein allgemeiner Zehn-Stunden-Arbeitstag bis heute noch nicht erreicht worden ist. Bis 1870 waren beide gesetzgebende Körperschaften gegen diese Reform, seit dieser Zeit verwirft der Senat jedesmal die einschlägigen Gesetze des zur Reform belehrten Repräsentantenhauses.

In dem Staate New-York ist, seit 1870, die achtstündige Arbeitszeit für alle industriellen Arbeiter überhaupt eingeführt, mit der Maßgabe, daß für jede längere Arbeitszeit eine Extravergütung gezahlt werden muß. Er dürfte nicht ohne Interesse sein, den Wortlaut des betr. Gesetzes für den Staat New-York kennen zu lernen: Es heißt:

„Sekt. 1. Bei und nach Erlaß dieses Gesetzes sollen 8 Stunden als ein legaler Arbeitstag aller Arbeiter betrachtet werden, mit Ausnahme derer, die sich zu landwirth-

schaftlicher oder häuslicher Arbeit verbunden haben. Ueberzeitarbeit ist gegen einen Exralohn je nach Uebereinkommen zwischen Unternehmer und Arbeiter gestattet. Die Bestimmung findet auch Anwendung auf alle Arbeiter, welche von dem Staate, von municipalen Behörden oder deren Agenten oder Beamten oder denen, welche mit diesen Kontrakte abgeschlossen, beschäftigt werden.“ In Kalifornien und Oregon beträgt die tägliche Arbeitszeit bei öffentlichen Arbeiten gleichfalls 8 Stunden.

Das sind, in kurzen Zügen, die Hauptergebnisse auf diesem Gebiete wirthschaftlicher Gesetzgebung.

Der Industrialismus wächst in Amerika in geradezu pyramidalen Procentsätzen, mit ihm die Nothwendigkeit immer gründlicherer sozialer Reformen, und mit ihr die Existenzmöglichkeit einer nicht bloß wirthschaftlich agitirenden Gewerkschaftsbewegung, sondern einer auch politisch agitirenden Arbeiterpartei. Die Zukunft der nordamerikanischen Arbeiterbewegung hängt ab von ihrer Stellung zum politischen Leben. Doch hierauf näher einzugehen ist nicht unsere Aufgabe. Wir wollten bloß zeigen, wie jenseits des Ozeans die Arbeiter durch energisches Wirken Resultate im Kampf um den Normalarbeits-tag erzielt haben. Die Vorgänge jenseits des Wassers zeigen, daß auch von Einzelstaaten die Regelung dieser hochwichtigen Frage in die Hand genommen werden kann. Auch bei uns in Deutschland bildet dieselbe den Anfang wirklicher sozialer Reform, den bedeutamen Anfang, aber auch nur den Anfang.

Politische Uebersicht.

Noch etwas von den Getreidezöllen. Bekanntlich hat bei den letzten Kornzölldebatten der Abg. Bamberger die Behauptung ausgesprochen, daß die Qualität des deutschen Getreides vielfach geringer als die des ausländischen sei. Der Reichskanzler bestritt zwar mit der ihm eigenen Festigkeit diese Ansicht. Allein, wie dies den Thatsachen öfters eigen ist, sie sprezen gegen Herrn Bismarck. Schon im Jahre 1879 wurde darauf hingewiesen, daß man in den unglücklichen Erntejahren das beschädigte heimische Getreide nur durch eine Mischung mit gutem ausländischen mahlfähig und verkaufsfähig machen könne. In manchen Bezirken Deutschlands, wie in der Provinz Sachsen, werden, trotz des Einspruches der Müller und Bäcker, immer schlechtere Sorten Weizen zur Saat benutzt, weil sie pro Morgen einen höheren Ertrag geben, als die besseren Qualitäten, sodas, obgleich der Preis ein niedrigerer, der Profit doch relativ größer war. In einer politischen Versammlung zu Halle a. S. stellte, wie Professor Conrad erzählt, ein Röhrenindustrieller die von Landwirthen direkt bestätigte Behauptung auf, daß man aus einem Wispel russischen Roggens in sächsischen Brezelsfabriken 48 Pfd. Brezels von 24 Mk. Werth mehr herausziehe, als aus einem gleichen Quantum deutschen Roggens,

hämmern manchmal, als ob sie die Hirnschale von einander sprengen wollten. Nichts für ungut, Herr Notar, nichts für ungut! — und seinen Gut in beide Hände nehmend, den Kopf gebeugt, schritt der Handwerker, von Semmlin diesmal dicht gefolgt, zur Thür hinaus.

Muz hatte sein kleines Pult ziemlich in der Mitte der Stube, stand aber so, daß er die gegenüberliegende Häuserreihe, wenigstens das Trottoir bis zur ersten Etage, beobachten konnte. Gerade wie die beiden Nachbarn das Komptoir verließen, kam die Familie Klingendruck, das heißt nur der Oberstlieutenant, seine Frau und Henriette, von Grafen Rauten begleitet, der sie vielleicht unterwegs getroffen, die Straße herauf und blieben natürlich noch an der Thür, um ein paar Abschiedsworte zu wechseln, stehen. Semmlin konnte nicht einmal in seine eigene Hausthür, sondern drückte sich mit einer Verbeugung um die Gruppe herum und in die Apotheke hinein.

Wie sie noch dastanden, öffnete sich die Hausthür, und Muz schmunzelte, denn die schwarze Sammetpefese erschien darin und schien nicht übel Lust zu haben, wieder zurück zu fahren, aber es ging nicht mehr. Er war schon gesehen, und das wäre jedenfalls so auffällig gewesen; so sagte er sich denn in das Unvermeidliche, trat heraus, verbeugte sich gegen die Herrschaften — von denen ihm aber nur Henriette dankte, denn die Anderen kannten ihn gar nicht — und drückte sich dann mit raschen Schritten die Straße entlang Henriette sah ihm aber nach, so weit sie ihm mit den Augen folgen konnte, bis ihre Eltern selber ins Haus traten und Graf Rauten sich von ihr verabschiedete.

Thé dansant.

Der große Abend kam, zu dem von Schallers eine Menge von Einladungen erlassen hatten, und in der Etage selber war schon natürlich an dem ganzen Tage rumort und gewirrschaftet worden, als ob die Familie nicht im Begriff sei ein Fest zu geben, sondern die ganze Wohnung zu räumen.

Der Salon wurde fast sämmtlicher Möbel entleert und nur an Stühlen herbeigeschafft, was sich möglicher Weise

Feuilleton.

Im Fenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht, daß der Rath so übel ist“, sagte der Notar, langsam mit dem Kopfe nickend. „Hier in seiner Vaterstadt, und wenn er der bravste, redlichste Mensch der Welt wäre, ist ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Hat sich einmal ein solches Vorurtheil gebildet, so wird es unmöglich sein, es wieder auszurotten, und — seien wir ehrlich — so liegt das einmal in der Menschennatur. Wir verbinden mit dem Zuchthause alle miteinander und fast ohne Ausnahme den Begriff von Unnehrlichkeit, vorausgesetzt nämlich, daß nicht ein politisches Verbrechen“, wie es beim Gericht gewöhnlich genannt wird, die Veranlassung dazu gab. Ich kenne unter den letzteren Menschen, die im Zuchthaus gefesselt haben und am kleinen Finger mehr werth waren, als die Herren, die sie verurtheilten. Hier aber liegt die Anklage eines gemeinen Verbrechens, ja des schlimmsten, das es geben kann, vor: Raubmord, und wenn ich auch den Fall recht gern zugebe, daß ein unselbiges Zusammentreffen zufälliger Umstände einen Unschuldigen zur Verbüßung einer entehrenden Strafe gebracht hat, so wird sich die Menge nie davon überzeugen lassen. Wir Menschen sind ja überhaupt nur zu gern geneigt, von unseren Nebenmenschen weit eher etwas Schlechtes als Gutes zu denken. Herr Semmlin hat ganz Recht; geben Sie Ihrem Sohne das Geld, das er bei einer vollkommen nutzlosen Reise nach Schlesten nur vergeudet haben würde, um seine Passage nach Amerika damit zu zahlen, und dort mag er dann in Frieden und Ruhe ein neues Leben beginnen.“

Der alte Tischlermeister saß still, die beiden Ellbogen auf seine Kniee gelehnt, den mit weißen, kurzen Locken bedeckten Kopf gesenkt, und starrte düster und schweigend vor sich nieder. Die Worte des Notars hatten ihm auch seine letzte Hoffnung zerstört und genommen.

„Also soll mein armer Karl“, sagte er endlich, „wie ein wirklicher, abgeurtheilter und bestraffter Verbrecher das Vaterland verlassen und in einem fernem Lande eine Heimath suchen müssen? Und was dann? Bleibt ihm nicht immer die nagende Angst, auch dort wieder zufällig einmal von Jemandem erkannt und auf's Neue ausgestoßen zu werden? So lange er in dem schrecklichen Gefängnisse war, hat er das weniger gefühlt, er befand sich unter lauter Menschen, welche die nämliche Strafe trugen; jetzt aber, wo er wieder in das bürgerliche Leben eintreten soll, jetzt schließt Jeder seine Thür und sein Herz vor ihm zu, und er steht allein mitten in der ganzen Stadt und sieht, wie Alle mit Fingern auf ihn deuten!“

Der kleine Apotheker stand, die Hände gefaltet, dabei und schaute den alten Meister mit recht mitleidigen Blicken an. „Es ist meinswegen eine recht traurige Geschichte“, sagte er, „und der arme Keel thut mir recht von Herzen leid. Es war ein braver Junge, denn ich kenne ihn von der Zeit an, wo er kaum laufen konnte; aber er muß nach Amerika“, setzte er dann rasch hinzu, „er muß meinswegen sobald wie möglich abreisen, und da drüben werden sie ihn nachher nicht mehr ärgern und quälen.“

„Jetzt kann er noch nicht“, sagte der Meister, von seinem Stuhl aufstehend, „denn das Fieber läßt ihn nicht, und ordentlich gesund muß er doch erst werden; dann glaube ich aber auch selber, daß es das Einzige sein wird, was er thun kann. Er muß hier die Schmach und Schande auf sich sitzen lassen und seine Eltern, sein Vaterland verlassen, damit ihm dort im fremden Lande Niemand ansehen kann, daß er die langen Jahre im Zuchthause gefesselt hat. Gebraunmarkt haben sie ihn ja Gott sei Dank nicht, wie es in früheren Zeiten geschehen sein soll, daß er das Rainszeihen bis an sein Lebensende mit herum-schleppen mußte. Aber wir sind schon zu lange hier gewesen, Herr Notar. Entschuldigen Sie das mit dem gedrohenen Herzen eines Vaters. Früher hatte ich selber immer keine Zeit und arbeitete von früh bis Abends unverdrossen fort, jetzt schmeckt die Arbeit so wenig mehr wie das Essen; die Gedanken sind's, die Gedanken, Herr Notar, die mir im Kopf hoheln und sagen und hämmern —

ner heran, meine Herrschaften! Nur 30 Pfennige kostet Person, Soldaten und Kinder die Hälfte — hier ist zu Hugo Schenk, der Mädchenmörder, wo jedes Kind schon gehört hat, die gefolterte Jungfrau auf der Streckbank, die süde und orientalische Best, sämmtliche Völker der Erde Alles, was drum und dran hängt! Ja, noch viele mehr. „Heran, meine Herrschaften!“ So in diesem Tone geht weiter und es heißt in der That standhaft sein, die Verurteilung so verlockend an uns herantritt hier. Man bedenke für 30 Pfennige fast die gesamte moderne Wissenschaft! Natürlich können auch wir dem Lächerlichen Kopf des Mahdi passen und den obligaten sterbenden hinter uns gelassen haben, das in ein wohlthuendes Dunkel gehüllt: Innere. Das Erste, was uns gleich am Gange ausfällt, ist der auf dem Erbebelte liegende Papius IX. Er ahmet schwer und man begreift es, daß ihm Sterben nicht leicht fällt, wenn man ihn in solcher Gesellschaft sieht. Ihm vis-à-vis dreht sich nämlich unaufhörlich in den Bindungen die leichtsinnige „Dürle“ herum, beschäftigt ihrer Frisur und gebüllt in einen bläulichen Wollenschiefer, in indistincten Bildern noch hinlänglichen Spielraum bietet; während hinter ihr Ernestine Wegner als jüngster Lieutenant, Monnois im rechten Auge, verschminkt, aber offenbar erlegen lächelt. Mit einem sterbenden Pontifex — scheint zu denken — nimmt es der jüngste Lieutenant noch aufzugeben ist das sonderbare Trio von der „Zoologie“, die eine schon ziemlich ramponierte Schmetterlingsammlung, paar ausgestopfte Vögel und diverse Glasbehälter, in denen marinierte Nale, Schlangen und Eidechsen befinden, repräsentiert wird. Es wäre Unrecht, der „Damenbraut“, die sich noch in dieser Gesellschaft befindet, nicht Erwähnung zu thun, mal ja gerade sie, wie das Programm orientierend sagt, „die mechanische Original-Gruppe in Europa“ ist. Die Sache ist sich aber in der That so verhalten, denn sonst stände das was sie gesagt, nicht gedruckt auf dem Bettel. „Alles bisher agencierte oder überdienten“ — wie uns der Bettel ebenfalls gesteht — die in dem nächsten, stehenden Räume in fast militärischer Gliederung aufgestellten „anatomischen Präparate“ und es war wirklich überaus, uns erst noch schwarz auf weiß zu versichern, daß sie Beispiel, Dresden oder Breslau riesiges Aussehen hervorgerufen haben. Da erblickten wir zunächst den bekrännten Kopf Massenmörders Thomas in massenmörderisch-kollektoraler Adressat der Kochschen „Kommabacillen“, die allerdings ihrer minimalen Wichtigkeit weniger grübelig anzusehen sind, von ihnen infizierte Präparate. Ein drolliger etwa 7-jähriger Knabe, der von den Kommabacillen sprechen hört, versteigt sich „Kuttern“ gegenüber zu der Behauptung, daß er „Kommabacillen“ schon sehr viele in der Schule gesehen habe und er meint natürlich die oft nur für die deutsche Sprache gefährlichen „Kommabacillen“ — die Interpunktionen! — um stellt sich uns plötzlich die anatomische Bemerkung in den Weg, eine junge Dame, deren Beruf das häufige Tranchieren ist und die, wenn sie nicht aus Wachs bestünde, unbeschädigt diesen strapazierten Beruf gewählt haben würde. Natürlich ist auch sie, wie uns der anatomische Cicero versichert, was noch nicht Dagewesenes. Und warum sollten wir ihm nicht glauben? — Zur Abwechslung wird auch hier gezeigt, wie unbedeutende Weise man im Mittelalter zuweilen, allerdings unfreiwillig, zu sterben pflegte. Eine gefolterte und nie mit gläubigen Jansen zu Tode gepeinigte Jungfrau — natürlich die Jungfrauen Köpfe vermulthlich am leichtesten Mittel ein! — Das waren die heroischsten Lebenswürdigkeiten dieses Genres und wir hätten für unsere 30 Pfennige den Lauf genug gehabt, wenn nicht das Fatum in Gestalt des unvermeidlichen „Extra-Kabinetts“ über uns hereingebrochen wäre. Nach ein Dölnus von 10 Pfennigen und wir schlüpfen unter die Gardine. Indessen vermochten wir es darin nicht lange auszuhalten. Die Summe von anatomischen Unappetitlichkeiten in diesem kleinen Räume ist zu groß, als daß sie ein Mensch mit Durchschnittsnerven ohne Schaden für sein Wohlbefinden, ansehen könnte. So etwas sollte eigentlich für das große Publikum „etwas noch nicht Dagewesenes“ bleiben.

In einzelnen heftigen Krankenhäusern, wie z. B. in Elisabeth-Krankenhaus in der Bismarckstraße, befindet sich eine Kapelle, in welcher trotz der nahen Anwesenheit der im Krankenhaus oft schwer krank darniederliegenden Leidenden die Glocke manchmal bis zur Ermüdung geläutet wird. Bekanntlich man, daß man in dem Zimmer eines Schwerkranken kaum aufzutreten wagt und nur im Flüster-tone spricht, so muß mit Recht bestreben, wie in einem Krankenhaus von diesem aus immer sehr störenden Geräusch nicht Abstand genommen wird, also in einer Anstalt, wo den leidenden Personen das Besen eines Schwerkranken erst recht genügend bekannt sein dürfte. Hat jemand das Bedürfnis, die Krankenhauskapelle zu besuchen, so wird er auch ohne das Läuten zur rechten Zeit einfinden.

Welche Wassermenge ist in der Woche nach Ostern auf unsere Stadt gefallen? Das ist gewiß keine müßige Frage, so schreibt die „Staats. Ztg.“, wenn man bedenkt, daß von Herren und älteren Damen, die ihn dann unter halb stündigem Lachen einen „nichtsinnigen Menschen“ nannten. Die jungen Damen war er dagegen die Galanterie selber und ein wahres Verison von Schmeicheleien, die er mit einer solchen Unbefangenheit hervorsprudelte, daß man eigentlich nie recht wußte, ob er Spaß machte oder wirklich ernst sei.

Uebrigens hatte er viel erlebt und dabei einen klaren Kopf, wenn auch nicht gerade viel gelernt. In seinem ganzen Wesen lag etwas Oberflächliches, das er aber geschickt zu veruschen wußte, und manchmal benahm er sich sogar wie ein reigewordenes Füllen, das, zum ersten Male draußen, sich vor Lust und Wonne gar nicht zu lassen weiß und nur ortwährend hinten ausschlägt und Säge macht. Das aber hat er nur, wenn seine Gattin, die ein derartiges, wie sie es nannte, „rohes Betragen“ hatte, nicht dabei war; der Schelm stol ihm aber trotzdem im Nacken, und daher kam es auch, daß er bald in all den adeligen Familien ein ungeschickter Gast war. Langweilige Menschen hatten sie in ihren Kreisen zur Genüge, und was konnte ihnen willkommener sein, als auch einmal einen Gesellschaftler zu haben, der eine Abwechslung in ihre gewöhnlich trockenen Zusammenkünfte brachte!

Indessen näherte sich mehr und mehr die Zeit, wo man das Eintreffen der Gäste erwarten mußte. Die Köchin, die den ganzen Tag gelockt, gebraten und gebacken und kaum Zeit gehabt hatte, ihre eigene Mahlzeit zu nehmen, war unter das Dach in ihr Zimmerchen gegangen, um sich selber ein klein wenig in Staat zu werfen, denn so konnte sie sich vor keinem Menschen bliden lassen, am wenigsten vor den Bedienten, von denen doch später mehrere kamen, um ihre Herrschaften wieder abzuholen.

Kathinka hatte ebenfalls ihre Toilette schon beendet: es war ein liebes und wirklich einfaches Mädchen, aber ganz von den Eltern verschiedenes im Charakter; sie zeigte sich weit eher still und zurückhaltend und hatte auch in der That schon etwas so Ernstes, wie man es ihren Jahren nicht eigentlich gar nicht würde zugehört haben. Ja, es gab Momente, wo sie, besonders wenn sie sich unbeobachtet glaubte, recht tief aufseufzen und einen Ausdruck in ihren

während fünf Tage des Himmels Schleißen schier unerschöpflich schienen. Die Beantwortung der Frage ist sehr leicht, wenn man die Maße des Multiplikations nicht scheut. Nach dem veröffentlichten Witterungsberichte beträgt die Höhe der Niederschläge 50,5 Millimeter. Da nun das Areal des Reichsbildes 645.257 Ar beträgt, ergibt sich, daß die niedergefallene Wassermenge 3.258.547,85 Kubikmeter betrug, gewiß keine Kleinigkeit, wenn man in Betracht zieht, daß nach dem Verwaltungsbericht der städtischen Wasserwerke pro 1888 im größten Verbrauchsmonat Juni nur 2.407.051 Kubikmeter konsumiert wurden. Die Differenz zeigt noch zu weiteren Vergleichen an. Die wasserreichsten Ströme der Erde z. B. brauchen nur Minuten, um ein gleiches Quantum ins Meer zu ergießen. An der Spitze steht der Amazonasstrom, welcher in der Sekunde 80.000 Kubikmeter, der Kongo, welcher 54.000 Kubikmeter, der Mississippi, welcher 23.000 Kubikmeter ins Meer sendet. Der Nil mit 8500 Kubikmeter ist viel bescheidener. So groß die gefallene Regenmenge erscheint, welches Ansehen gewinnt sie, wenn man einen noch größeren Maßstab anlegt? Wie groß müßte beispielsweise das Areal sein, auf das in gleicher Zeit eine Kubikmeile Wasser niedergegangen wäre? Da ergibt sich denn, daß ein Flächenraum von 8.363.755 Quadrat Kilometer (das 129.464 fache des Umfangs des Berliner Reichsbildes) erforderlich gewesen sein würde, um in 5 Tagen die Regenmenge einer Kubikmeile aufzunehmen. Dieser Flächeninhalt ist größer als ganz Australien mit Tasmanien. Sollte Berlin jedoch eine Kubikmeile Wasser erhalten in der Weise, wie es in der in Rede stehenden Woche geschah, dann müßte es 647.320 Tage regnen. Zum Schluß haben wir dem Leser noch ein kleines Rechenexempel aufbewahrt. Der Inhalt des Weltmeeres wird auf 3.144.380 Kubikmeilen berechnet. Das Areal der Festlandflächen beträgt nach Wegner 2.470.903 Quadratmeilen. Welche Zeit ist erforderlich, daß der ganze Inhalt des Weltmeeres unter den in Betracht zu ziehenden Verhältnissen der Woche nach Ostern auf das Festland hernieder regnet?

Als Retter in der Noth tritt in den von ihm in deutschen Zeitungen veröffentlichten Anzeigen Monsieur H. Herrmann, Boulevard Voltaire 105, Paris, auf. Herr Herrmann steht dort einer „Banque de Prêts et de Valeur à lots“, die eine „agence internationale“ ist. Auf die in Folge der Anzeigen, welche sich bereit erklären, sicheren Leuten, die sich in augenblicklicher Noth befinden, Vorschüsse zu machen, pflegt dann an die sich Meldenden folgende Antwort zu ergeben: „Ich befinde mich im Besitze Ihres Schreibens, in dessen Beantwortung ich Ihnen ergehen mittheile, daß unsere Bank Darlehen gegen Akzept auf 3 Monate bis zu 2 Jahren zu 5 pCt. per Jahr Zinsen und einer Bankkommission von 1 pCt. bewilligt. Zur diesseitigen Sicherheit ist es erforderlich, über jeden neu eintretenden Kunden auf die allerdistreteste Weise Sekundierungen einzuziehen, deren Kosten vom Antragsteller zu tragen sind und welche sich für dort im vorliegenden Falle auf 7 Mark 25 Pfennig inklusive Porto u. s. w. belaufen werden. Nach Empfang dieses Betrages durch Posteingang und nach Eingang günstiger Berichte steht die von Ihnen gewünschte Summe von 500—1000 M. zur sofortigen Verfügung.“

In dem der „Nat. Ztg.“ zur Kenntnissnahme unterbreiteten Falle hielt der Darlehenssucher es nur für geboten, zunächst seinerseits Sekundierungen über die Bank mit dem langen Namen einzuziehen. Dieselbe ist in folgenden Zeilen erfolgt: „Herrmann, Paris Boulevard Voltaire 105, hat daselbst vom Hauswirth David zwei leere Zimmer gemiethet, die darin befindlichen Möbel sind geliehene, obgleich H. sie für sein Eigenthum ausgegeben hat. Dieselben werden wegen rückständiger Miete vom Wirth retinirt. H. befindet sich seit Dezember v. J. auf Reisen und hat im Februar cr. aus München geschrieben, daß er April nach Paris zurückkehren würde und den Brief als R. Thiem unterzeichnet, unter welcher Adresse er auch Antwort nach München zu haben wünscht. Inzwischen wolle H. nach Bukarest und Berlin. Seine angebliche Frau wohnt in St. Mandé bei Paris avenue poltrier 5 und nennt sich Thiemé.“

Ob es unter solchen Umständen sich sehr empfehlen wird, die guten Dienste des Herrn Herrmann-Thiemé bei Geldverlegenheit in Anspruch zu nehmen, möchte wohl zu bezweifeln sein.

Reichstagsverhandlungen. (Aus einer der nächsten Sitzungen.) Abg. A.: Meine Herren! Aus vielen an mich gerichteten Zuschriften meiner Wähler geht deutlich hervor, daß unsere Verhandlungen in letzter Zeit im Lande einen recht langweiligen Eindruck gemacht haben. Man weiß im Voraus, daß alle Anträge auf Vollerhöhungen von der, aus den Konservativen, den Ultramontanen und den biedereren National-liberalen zusammengesetzten wirthschaftlichen Majorität unter allen Umständen durchgehen, so daß man an unseren Debatten kein Interesse mehr hat. M. H.! Ich möchte Sie daher dringend bitten, alle noch residirenden Anträge ohne jegliche Debatte zu genehmigen, damit wir recht bald nach Hause kommen. (Bravo!)

Abg. B.: M. H.! Ich bin ganz der Ansicht meines Herrn

Zügen zeigen konnte, der auf ein tiefgehendes Herzeleid hindeutete, wenn es möglich gewesen wäre, daß solch ein junges Wesen eben ein anderes Herzeleid kannte, als vielleicht eine unglückliche Liebe. War das der Fall? Hier in Rhodenburg wußte man nichts davon, und wenn, so mußte sie den Pfeil von auswärts hergetragen haben.

Kathinka konnte übrigens dem Vater, wie sich denken läßt, gar nichts helfen. Sie war in voller Toilette, aber trotzdem sehr einfach und dafür so viel geschmackvoller gekleidet. Sie trug ein weißes Mullkleid mit kleinen Rosen überstreut, eine Rosafarbe und eine Rose im Haar — das war ihr ganzer Schmuck, eine Perlenkette um den Hals ausgenommen — und mit den klaren, aber ernsten Augen, mit der schlanken, edlen Gestalt blieb sie immer eine imposante Erscheinung, ohne trotzdem etwas Sympathisches zu haben. Man konnte sie bewundern, aber man fühlte sich nicht zu ihr hingezogen, und sie schien das auch nicht zu verlangen.

„Ist die Mutter noch nicht fertig?“
„Die Mutter?“ rief Herr von Schaller, in voller Arbeit gerade, um noch eine Draperie vor der einen Thür anzubringen. „Segne Deine Seele, Kind, Du weißt, daß die nie bis zum letzten Augenblicke fertig wird, und dann muß sie noch drei- oder viermal gerufen werden — wenn Du mir nur hier das Tuch einmal halten könntest!“

„Aber, Vater, die Gäste müssen gleich kommen; ich habe schon meine Handschuhe an.“

Der Vater machte einen Ansaß, als ob er einer von seinen weniger liebenswürdigen Redensarten Luft geben wollte, aber er verbiß, was er auf der Zunge hatte, und sagte nur: „Dann sei wenigstens so gut und ruf mir einmal das Mädchen — Herr Du mein Gott, ist es schon so spät? Ich sehe ja noch hier in meinem Arbeitsrock, und die Dichter sind noch nicht einmal angezündet!“

Kathinka klangelte. — „Die Lohnbedienten sind da,“ sagte sie, „und können das besorgen; Du wirst Dich aber selber eilen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Borredne:z, glaube aber nicht, daß wir bei der Bestimmung von neuen Hüllen und der Erhöhung alter Hülle noch etwas vergessen haben. Wenn wir also was thun wollen, so schlage ich vor, daß wir von Neuem beginnen, und die bereits erhöhten Hülle von Frischem erhöhen. (Lebhafter Beifall.)

Abg. v. C.: M. H.! Ich schlage vor, die Erhöhung der Hülle erst in der nächsten Session vorzunehmen. (Lebhafter Beifall und Widerspruch.)

Abg. D.: Wie blutete das Herz, wenn ich die traurige Lage des Volkes betrachtete, und Tag und Nacht habe ich darüber nachgedacht, wie der Noth und dem Elend abzuhelfen sei. M. H.! Ich bin so glücklich, einige neue Hülle (Hört, hört!) zur Hebung des Volkswohlstandes gefunden zu haben, und ich erlaube Sie, falls Sie wirklich ein Herz für Volk haben, meine Anträge ohne Diskussion anzunehmen. M. H.! Die Armuth des Volkes wird meist herbeigeführt durch Krankheiten, namentlich Infektionskrankheiten. Unsere Sorge muß deshalb darauf gerichtet sein, dieselben vom Volke fernzuhalten. Ich beantrage daher, auf Typhus, Scharlach, Diphtherie u. einen Zoll zu legen und zwar in der Form, daß Jeder, der mit einer Infektionskrankheit betroffen wird, 10 M. zu zahlen hat (Minutenlanger stürmischer Beifall.) Der Antrag wird angenommen. M. H.! Weiter! Auf den großen Flüssen, die vom Auslande zu uns eindringen, wie Rhein, Elbe, Oder und Weichsel, wird vielfach Rohreis gewonnen, welches der inländischen Industrie, der künstlichen Eisfabrikation gewaltig schadet. Ich beantrage daher, auf jeden Zentner Rohreis eine Steuer von 5 M. zu legen. (Wied angenommen.) M. H.! Ich komme jetzt zu meinem dritten Antrage, den ich für den bedeutendsten halte. M. H.! Wie Sie wissen, liegen die großen Vorräte einer starken Bevölkerung darin, daß wir immer reichlich viel Soldaten haben und daß die Lebensmittelpreise sehr hoch sind, in Folge dessen der Bauer Geld hat und damit auch das ganze Volk. (Sehr richtig!) M. H.! Es liegt daher in unserem Interesse, daß das Leben der Einzelnen möglichst lange erhalten bleibe, und aus diesem Grunde schlage ich Ihnen einen Zoll auf den Tod vor, und zwar in der Form, daß die überlebenden Angehörigen für jeden Verstorbenen eine Steuer von 50 M. zu zahlen haben. Eine wohlthätige Folge dieser Steuer würde auch die sein, daß der arme Mann (Redner macht vor Rührung eine Pause und wischt sich einige Thränen aus den Augen) von seinen Angehörigen bis zur letzten Stunde begabt und gepflegt würde. Allerdings, m. H., würden diejenigen Handwerker, welche Erbegräbnisse herstellen, durch diese Steuer großen Schaden erleiden. Ich beantrage daher, daß die Angehörigen von solchen Verstorbenen, welche in ein Erbegräbnis kommen, nicht allein von der Steuer befreit sind, sondern auch noch eine Beisteuer von 100 M. vom Reiche erhalten. (Stürmischer, immer von Neuem losbrechender Beifall.)

Der Antrag auf den Todzoll wird mit der Beschränkung angenommen. Schluß der Sitzung

a. Schwindler. Diejenigen Hausgeizhütern ist am Beginn des laufenden Quartals von einem Knaben eine Quittung über 6 Mark für die im 1. Quartal cr. ausgeführten Schornsteinfegerarbeiten in dem Hause des Präsesanten präsentiert worden, welche mit dem Namen eines Schornsteinfegermeisters A. Buffewig, Kommandantenstraße 27 unterzeichnet waren, obgleich die Schornsteinfegerarbeiten in den betreffenden Häusern von anderen Schornsteinfegermeistern verträglich ausgeführt werden. Der bisher noch nicht ermittelte Schwindler, welcher von der Voraussetzung ausgeht, daß diese Quittungen von einzelnen Hausbesitzern ohne nähere Prüfung honorirt würden, ist wahrscheinlich in unredlicher Weise in den Besitz der dem Schornsteinfegermeister Buffewig, welcher übrigens nicht in der Kommandantenstraße wohnt, gehörigen Quittungsformulare gelangt und treibt mit denselben den erwähnten Mißbrauch, worauf wir hiermit warnend aufmerksam machen.

a. Gefasste Leihenschedderer. Vier dem Handwerkerstande angehörige Personen passirten in der Nacht vom 25. zum 26. d. M. gegen 1 Uhr den Reichsstrichplatz, wobei einer derselben seinen Begleiter erzählte, daß ihm vor einigen Jahren auf einer der Bänke des Platzes, auf welcher er eingeschlossen war, sein Portemonnaie mit Geld gestohlen worden war, und den Entschluß fasste, sich zu überzeugen, ob sich wieder Leihenschedderer da aufhielten. Er setzte sich auf dieselbe Bank, während seine Begleiter hinter derselben, hinter Gebüsch versteckt, Aufstellung nahmen. Der Sitzende stellte sich schlafend und es dauerte auch nicht lange, da kamen fünf Personen an, von denen drei vorübergingen und zwei sich zu dem Schlafenden auf die Bank setzten. Nach kurzer Zeit rückte einer derselben an den Schlafenden heran und hob, um sich von dem festen Schlaf seines Opfers zu überzeugen, dessen Arm, der auf der Hofentafel lag, mehrere Male in die Höhe. Da ergriff der laienbar schlafende plötzlich den Dieb, während seine versteckt gemessene Begleiter herorkamen und den zweiten Komplizen, der zu entfliehen versuchte, festnahmen. Beide wurden zur nächsten Polizeiwache gebracht, wo in dem einen derselben der bereits vielfach bestrafte „Arbeiter“ Wittmann und in dem anderen der Polizeureur Linke ermittelt wurden. M. ist erst vor Kurzem aus der Haft entlassen worden, welche er wegen einer ähnlichen That, die er im vorigen Jahre gegen einen Kriminalbeamten, der sich im Mariannenpark auf eine Bank gesetzt und schlafend gestülkt hatte, begangen, verbüßt hat.

N. Eine blutige Schlägerei entspann sich am Sonntag Nachmittags in der Barbierstube des im Keller des Schauspiels Bellermannstraße und Prinzenallee wohnenden Barbiers S. Die Veranlassung dazu war folgende: Einige junge Burschen waren in die Stube hineingekommen und wurden von der gleich darauf folgenden Inhaberin des nebenan belegenen Schlägersladens beschuldigt, ihr eine Wurst gestohlen zu haben; als sie sich darauf entfernen wollten, vertrat ihnen S. den Weg und verbot vor Erscheinen der herbeigehetzten Polizei jedem Anwesenden den Austritt. Als er hierauf von den Burschen thätlich angegriffen wurde, ergriff er zu seiner Verteidigung eine gerade an der Wand stehende Schippe und traf einen der Angreifer so unglücklich, daß gleich das Auge auslief. Ein sofort herbeigerufener Schutzmänn nahm den Verletzten sowohl wie den schlafertigen Barbier in Gewahrsam und führte beide Expedienten in die in der Nähe belegene Polizeiwache in der Prinzenallee.

Velle-Alliance-Theater. Die Vorbereitungen zur Eröffnung des prächtigen Sommergartens sind nunmehr beendet und dürfte dieselbe, falls die günstige Witterung nicht einschlägt, schon Ende dieser Woche stattfinden. Für die Instrumental-Konzerte sind außer der bedeutend verstärkten Hauskapelle die Militärmusik von Saro, Frese, Arnold und Kuschewsky bedient gewonnen, während zu den Gesangsvorträgen außer den beliebten Herren Schmutz und Rager eine oberbairische Volks-sänger Gesellschaft „Vairischeller“, der Tenorist Signor Bianchi, und die 3 vom Wintergarten rühmlichst bekannten „California-Diamanten“ engagirt sind.

N. Von den Drillingen der in der Bräderstraße Nr. 26 wohnenden Frau Köpfein sind die beiden Knaben, worüber wir vor einigen Tagen berichteten, am gestrigen Tagen verstorben. Die Mutter und das letzte Kind befinden sich den Umständen nach wohl.

N. In der Droschke verstorben. Am Rosenthaler Thor bestieg vorgestern ein Herr eine Droschke mit der Beizung, ihn nach der Badstraße zu fahren. Er scheint indeß die Nummer nicht richtig angegeben zu haben. Am Ziel angekommen, bemerkte der Kutscher, daß sein Fahrgast mit dem Tode rang. Die herbeigehetzten Hausbewohner recognosirten den Herrn als den in der Badstraße wohnhaften Bäckermeister R. Derselbe kam aber nur noch als Leiche in seiner Behausung an, die er kurz vorher gesund verlassen hatte. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Ein Industrieller eigener Art stand kürzlich in der Person des 50jährigen Kolporteurs Ferdinand Bohl vor der sechsten Strafkammer des Landgerichts I. Es wurden ihm sechs Betrugsfälle zur Last gelegt, die alle nach einer Schablone ausgeführt sind, aber wie viele mag er wohl begangen haben, die nicht zur Kognition der Behörde gelangt sind? Herr Bohl hatte bei einer Wittve in der Reichensbergerstraße eine kleine gemütliche Stube inne und seine Wirthin logirte ihn, seiner Lebensweise und seinem Auftreten nach, für einen allen pensionirten Beamten. Er lebte höchst regelmäßig, der Brave. Nachdem er sich früh und frühlich von seiner Lagerstatt erhoben und seinen Kaffee geschlürft hatte, nahm er das Schreibzeug zur Hand, blühte sinnend einige Augenblicke zur Decke hinauf und schrieb etwa folgenden Brief: „Bernau, den so und so vielen: Mein verehrter Herr Müller! Durch Gegenwärtiges mache Ihnen die traurige Anzeige, daß unser guter Vater nach kurzem Krankenlager plötzlich verstorben ist. Ihrer Theilnahme als alter Freund unserer Familie bin ich gewiß, aber auch, daß Sie mir folgende Bitte gern gewähren werden: Wie möchten für den theuren Todten einen recht geschmackvollen und hübschen Sarg haben und da solche in unserem kleinen Bernau nicht vorräthig sind, so möchte ich Sie freundlich bitten, sich in eine der bedeutenderen Sargmagazine zu bemühen, um mit dem Inhaber einen Kauf abzuschließen. Der Sarg muß eine Länge von mindestens sechs Fuß haben. Auf den Preis kommt es nicht an. Geben Sie mir bitte im Laufe des Tages per Draht Nachricht, ob und zu welchem Preise Sie einen Sarg angekauft haben, damit ich auf demselben Wege den Betrag an den betreffenden Verkäufer einbringen und dieser den Sarg heute noch abschicken kann. Unter den besten Grüßen von Haus zu Haus verbleibe ich, zu Gegenwärtigen Zeit bereit, Ihr ergebener S. Meier, Stadtordeener.“ So schrieb Herr Bohl in seiner einsamen Kammer und man sieht daraus, daß er mit der Feder umzugehen wußte. Sodann machte er Toilette zum Ausgehen, hürdete den alten Kylinder möglichst blank, strich dann den eben geschriebenen Brief zu sich und ging „ins Geschäft“. Folgen wir ihm. Herr Bohl durchwinkt einige Straßen, dann betritt er eine Deklamation und läßt sich einen Rum mit Ingwer und das Adressbuch geben. Es scheinen ihm Beides vertraute Gegenstände zu sein, nach wenigen Augenblicken ist er restaurirt und orientirt und er verläßt das Schanklokal wiederum. In der Kaufstraße hält er vor dem Sargmagazin von Weimann's Erben an. Präsend fällt sein Blick auf das große Firmenschild, ein Jug von Befriedigung gleitet über sein freundliches, rothangehauchtes Gesicht, als er, durchs Schaufenster spähend, eine ganze Anzahl „bequeme“, moderne und hochelegante, hölzerne Schlafköffe erblickt, wie der Berliner Humor, dem bekanntlich nichts heilig ist, die Särge häufig nennt. Herr Bohl pugt sich die Nase, nimmt dann eine so verbe Weise, daß seine wässerigen Augen dem „Liebergeben“ nahe sind, legt sein Gesicht in wehmüthig bewegte Falten und beachtet „Weimann's Erben“ mit seinem Besuch. Er steht recht respektabel aus, der gute und gefällige Herr Bohl. Deshalb macht ihm der erste Herr (die Sargverkäufer, Leichenkutscher und Todtengräber sind immer erst), der beim Klingeln der Ladenthür aus dem Hinterzimmer hervorgehritten kommt, auch eine tiefe und gemessene Verbeugung. „Habe ich das Vergnügen Herrn Weimann zu sprechen?“ — „Mein Name ist Carl Weimann.“ — „Ich habe hier soeben einen Brief erhalten — (Herr Bohl entnimmt einer alten gediegen aussehenden Brieftasche, die ihres Umfangs wegen bedeutendes Vertrauen erweckt, eine Anzahl Papiere und sucht darin herum) — nun, ich weiß doch, daß ich ihn zu mir gesteckt habe, — aho, hier ist er, ich dachte, ich hätte das Kouvert auch mitgebracht, aber ich muß es wohl in der Eile zu Hause liegen gelassen haben — na, es kommt nicht darauf an — ich bin der pensionirte Steuerinspektor Müller und wohne Friedrichstraße 157. — Da habe ich soeben von einem alten Freund einen Brief erhalten, bitte, lesen Sie mal und dann sagen Sie mir, ob ich hier an der richtigen Quelle bin. Herr Weimann's Erbe nimmt den Brief und „geschmackvoller, hübscher Sarg“ — „auf den Preis kommt es nicht an“ — „Meier, Stadtordeener“ — diese Worte des Inhalts geben besonders seine Augen auf sich. Er legt das Schreiben auf den nächsten Sarg an seiner Seite, macht dem Herrn Bohl, alias Müller, wieder eine Verbeugung und mit einem vollen, sagenden Blick auf die große Auswahl von Särgen wendend, in deren Mitte sie sich befinden, äußert er: „Ich danke Ihnen, Herr Inspektor, daß Ihre Wahl auf mich gefallen ist, ich denke, ich werde Ihren Freund nach jeder Richtung hin zufriedenstellen können. Bitte, treffen Sie Ihre Wahl.“ Und nun beginnt die Musterung. Herr Bohl scheint aber ziemlich hohe Ansprüche zu machen, er will noch elegantere Särge sehen. Nichts giebt er sein Taschenbuch hervor, wickelt sich die Stirne und sieht sich wie suchend um. „Entschuldigen Sie, ich bin kein Jüngling mehr, die Aufregung über die plötzliche Todtnachricht eines alten Freundes — ich laufe schon zwei Stunden umher, ohne etwas Passendes gefunden zu haben — ich möchte mich einen Augenblick ausruhen.“ — „Aber, Herr Inspektor, so kommen Sie doch mit in die Nebenstube, ein Gläschen Madeira und ein kleiner Ambly wird Sie bald wieder auf den Damm bringen.“ Herr Bohl bringt mit möglichster Vollkommenheit ein gelindes Sträuben zu Wege und sogar sein Wunsch, daß ein Glas Wasser dasselbe Resultat haben dürfte, klingt wie aus dem Herzen kommend, aber er giebt nach und in der nächsten halben Stunde ist es menschenleer im Sargmagazin. Nach genossenem Frühstück geht das Geschäft ungleich schneller von Statten, der Inspektor scheint jetzt in der That wieder „auf den Beinen“ zu sein, bald ist die Wahl getroffen und ein wahres Unikum von Bequemlichkeit und einfacher Eleganz findet den vollen Beifall des Herrn Bohl. Derselbe ist mit dem Preise völlig einverstanden, erklärt den Brief seines Auftraggebers in den Händen des Verkäufers lassen zu wollen — „der Sicherheit wegen“, meint er schmunzelnd — und sofort zum Telegraphenbureau eilen zu müssen. Ein freundlicher Händedruck, einige achtungsvolle Verbeugungen seitens Weimann's Erben — Herr Inspektor Bohl verabschiedet sich. Weimann's Erbe steht nicht unzufrieden aus, als er sich wieder ins Hinterzimmer begiebt und selbst als sein Auge auf den stark mitgenommenen Frühstückstisch fällt — der Inspektor hatte einen wahrhaft lässlichen Appetit entwickelt — wird seine gute Laune nicht dadurch getrübt, daß er bei dem abgewickelten Geschäft übrig. Das Klingeln der Ladenthürlocke unterbricht seine auf angenehmen Bahnen wandelnden Gedanken. Wieder ist es der Inspektor, der sichtlich erschauert und in der Hand die erwähnte Brieftasche haltend, den Laden betritt. „Herr Weimann, ich sehe soeben, daß ich in der Eile vergessen habe mir kleines Geld einzustücken, ich habe nur einen Hundertmarktschein — Herr Bohl zeigt ein zusammengeknistetes blaues Papier, das ohne genauere Beschäftigung ebenso eine Weinetiquette sein kann — es macht das Wechseln auf dem Telegraphenbureau zu viele Umstände, wollen Sie mir nicht zwei oder drei Mark geben, ich werde Ihnen auch dies Geld gleich per Draht mit anweisen lassen.“ Weimann's Erbe stutzt einen Augenblick — Berlin ist so groß und es giebt so viele schlechte Menschen — aber der Inspektor steht so bieder und treuherzig drein, weg mit dem hübschen Verdachte! „Hier Herr Inspektor, mit Vergnügen siehe ich zu Diensten, hier sind drei Mark!“ Und er giebt sie ihm. Den Inspektor und den Thaler sieht er aber niemals wieder, er ist einem Gauner in die Hände gefallen. So machte es Herr Bohl und nährte sich dabei zwar nicht recht aber auch nicht schlecht, bis man ihm endlich auf die Sprünge kam und ihn eines Tags ins Untersuchungs-Gefängniß steckte. „Wer hätte dem alten ehrwürdigen Mann

das angesehen“, feufste seine Wirthin, als ihr Richter ohne Kländigung plötzlich ausziehen mußte. Im Verhandlungstermine hielt es der Angeklagte für gerathen, ein offenes Bekenntniß abzulegen, da der ergraute Sünder aber bereits ein ansehnliches Strafregister hinter sich hatte, dikirte ihm der Gerichtshof doch in Anbetracht seiner Gemeingefährlichkeit eine empfindliche Strafe, anderthalb Jahre Gefängniß und zwei Jahre Ehrenverlust u. Auch soll der würdige Mann unter Polizeiaufsicht gestellt werden. (Veiz. Ger.-Blg.)

Abschlägig beschieden. Das zu Gunsten der Konfessionsdomo Dubovica Hofmann aus Posen, welche am 14. v. M. wegen eines Nevoler-Attentats auf ihren Geliebten, den Artillerie-Hauptmann Winded in Kassel, vom Schwurgericht zu 18 Monate Gefängniß verurtheilt wurde, von den Geschworenen eingetretene Gnadengesuch ist abschlägig beschieden worden. Winded ist nach wie vor in seiner Stellung.

Warum Herr Isidor Spiegel den Kriminal-Kommissar Schöne nicht leiden konnte und wie er ihm dies zeigte. Unter der Anklage der Beamtenbeleidigung stand gestern der Kaufmann Isidor Spiegel vor der 9. Abtheilung des Schöffengerichts. Im Jahre 1881 vermachte Herr Spiegel die Einwohnerschaft Berlins um seine werthe Person. Es lief aber bald darauf eine Requisition der Staatsanwaltschaft zu Götting, welche Herrn Spiegel wegen Bankrotts belangen wollte, beim hiesigen Polizei-Präsidium ein und die letztere Behörde beauftragte Herrn Schöne, den Gesuchten ausfindig zu machen. Dem Beamten gelang dies auch und Herr Spiegel mußte bald darauf eine dreimonatliche Gefängnißstrafe absitzen. Von dieser Zeit an konnte er den Herrn Kommissar Schöne nicht leiden und er hatte eine ganz eigenthümliche Art ihm seine Antipathie zu beweisen. Traf er nämlich den Hrn. Schöne auf der Straße, so schloß er sich ihm ohne Weiteres an, entweder folgte er ihm im wahren Sinne des Wortes auf dem Fuße oder er ging ihm unmittelbar, Schulter an Schulter und gleichen Schritt haltend, zur Seite. Dabei sprach er allerdings kein Wort, sondern begnügte sich, dem Beamten einen sogenannten durchbohrten Blick zuzuwenden. Dieser war von der Begleitung des aufdringlichen Menschen wenig erbahrt, da er aber keine Lust hatte, sich mit ihm zu befassen, so beugte er einer unliebsamen Auseinandersetzung dadurch vor, daß er zu zwei Malen einen gerade passirenden Pferdebahnwagen bestieg. Beim dritten Male riß ihm aber der Geduldssaden, er stürzte den beharrenden Begleiter nach dem Rollenmarkt und veranlaßte, daß obige Anklage gegen ihn erhoben wurde. Im Verhandlungstermine behauptete der Angeklagte, daß seine Handlungswelt lediglich den Zweck gehabt, die Namen und die Wohnung des Kommissars zu erforschen, welches ihm durch Nachfrage beim Polizei-Präsidium nicht gelungen war, er wollte nämlich über ihn Bescheid wissen, weil er von ihm bei einer die Bankrottsache betreffenden Vernehmung mit dem Prädikat eines „freien“ Bürgers belegt worden sei. Der Gerichtshof war mit dem Staatsanwalt der Ansicht, daß der von dem Angeklagten eingeschlagene Weg, um die Wohnung eines Menschen zu erforschen, nicht nur ein beschwerlicher, sondern auch beleidigender Natur sei und verurtheilte den Angeklagten zu 20 Mark ev. 4 Tagen Gefängniß.

Der Prozeß gegen die Wwe. Johanne Bornow und ihre Helfershelfer. Aber den wir kürzlich berichteten, ist am Donnerstag in später Nachmittagsstunde zu Ende gelangt. Nur gegen den Angeklagten Oppenheimer konnte die Beweisaufnahme nicht genügendes Belastungsmaterial erbringen und beantragte der Staatsanwalt gegen diesen die Freisprechung. Auch den Punkt der Anklage, welcher den seitens der Bornow in Szene gesetzten Betrug mit der Hypothek betraf, ließ der Staatsanwalt fallen, weil die Behauptung der Angeklagten, ihr Mann habe ihr kurz vor seinem Tode die Hypothek zu eigen gegeben, nicht widerlegt war. Demgemäß mußten auch die übrigen Angeklagten wegen Beihilfe zum Betrüge freigesprochen werden. Dagegen bleibt der Staatsanwalt die Anklage wegen wiederholter Urkundenfälschung resp. wegen Anstiftung und Beihilfe dazu in allen Fällen aufrecht und hat die Geschworenen, die Angeklagten wegen dieser Delikte schuldig zu sprechen. Die Vertheidigung erzielte aber einen nicht unbedeutenden Erfolg, die Geschworenen bejahten nur die Schuldfragen in Betreff der Ww. Bornow, des Buchbinders Kappmeyer und des Privatsekretärs Geißler, billigten denselben auch mildernde Umstände zu. Der Gerichtshof erkannte gegen die Bornow auf 6 Wochen Gefängniß, die er durch die erlittene Untersuchungshaft für verbüßt erachtete, gegen Kappmeyer auf ein Jahr Gefängniß und 1 Jahr Ehrenverlust, woson nun Monate und gegen Geißler auf neun Monate Gefängniß, woson 16 Wochen für verbüßt erachtet wurden.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Auch die nationale Ausstellung für Industrie und Gewerbe, die in Berlin im Jahre 1888 abgehalten werden soll, scheint auf Hindernisse zu stoßen. Wenn wir uns auch in erster Linie für eine Weltausstellung erklären, wenn wir uns auch nur von einer Weltausstellung wirkliche und größere Vortheile für unsere Industrie und für unser ganzes soziales Leben versprechen können, wie wir in diesem Blatte schon mehrfach dargelegt haben, so nehmen wir doch mit einer nationalen Berliner Ausstellung vorlieb, wenn wir die Weltausstellung nicht erreichen können. Doch vernimmt man nunmehr, daß die preussische Regierung nicht allein einer Berliner Weltausstellung, sondern auch einer nationalen Ausstellung nicht günstig gestimmt sei. Die Regierung meint, daß die Opfer, welche man der Industrie auferlegt durch eine solche Ausstellung, größer seien, als die Vortheile, welche durch dieselbe erwachsen. Bei einer Weltausstellung ist diese Anschauung durchaus unzutreffend, wenn man nicht lediglich in monetäre Vortheile im Auge hat — dann aber dürfte man auch keine Kolonialpolitik treiben, da die Vortheile die Ausgaben, auch wenn man von den günstigsten Voraussetzungen ausgeht, im Anfangs niemals erreichen. Aber auch bei einer nationalen Ausstellung dürften nach und nach die Vortheile für die Industrie größer sein, als die sogenannten Opfer. Durch die Zollpolitik aber werden gegenwärtig der Industrie Millionen in den Schooß geworden und da soll man nicht einmal von ihr verlangen können, daß sie zeige, was sie in drei Jahren kann! Außerdem mögen die Berliner an der Freude, welche gerade partikularistische sächsische und bayerische Blätter über die Entscheidung der preussischen Regierung empfinden, ersehen, welchen Vortheil eine Weltausstellung oder auch nur eine nationale Ausstellung für Berlin, welches doch nun einmal auch die Reichshauptstadt ist, haben würde.

Zum Tischlerstreik. Die erste Ausschabung der Unterstufungen an die streikenden Tischlergesellen fand gestern Vormittag im Pausenstädtischen Konzerthause statt. Die Unterstufung war festgesetzt auf 13 M. pro Woche für Verheirathete und auf 10 M. pro Woche für Unverheirathete. Es gelangten zur Ausgabe im Ganzen 8720 Mark an 420 verheirathete und 328 unverheirathete Tischlergesellen. Außerdem sind noch 250 Gesellen ohne Unterstufung geblieben, da die Betreffenden keine volle Woche gestreikt haben und deren Unterstufung erst von der heutigen Delegirten-Versammlung bestimmt werden wird. Dinsugerechnen sind am Montag (gestern) 200 Streikende. Bedeutende Geldsendungen sind von auswärtig erwünscht. Der Kampf wird in vielen Werkstätten ein langwieriger werden.

In der Schlosserei der Herren Mallik u. Co., Große Frankfurterstraße 46, legten am Montag Morgen alle Mann die Arbeit nieder, weil sie ihre traurige Lage verbessern wollten. Ein verheiratheter Schlossergeselle bekommt wöchentlich dort 5 1/2 Thlr. Lohn. Herr Mallik erklärte, er könne sich an 18 M. nicht binden. Noch trauriger jedoch scheint die Lage ver-

schiedener Schlossermeister zu sein, das ist bei dieser Zeit so recht deutlich zu Tage getreten. Ein solcher, welcher mit 5 Lehrlingen arbeitet, hat sich nämlich Herr Mallik zur Verfügung gestellt. Er hat sich erhoben, Wochenlohn für Herrn Mallik die Arbeit fertig zu machen, sogar noch sein eigenes Werkzeug umsonst dazu gegeben. Das in Berlin übliche Festgeld für die Lehrlinge sollte Herr Mallik bezahlen. Die Gesellen verpflichteten sich durch Unterschrift, nicht wieder bei Herrn Mallik in treten, auch nicht den anderen Kollegen zur Last zu geben, davon schon anderweitig Arbeit bekommen.

Schutz den Wäldern. Wir haben schon öfters „Vollkblatt“ die Erhöhung der Holzpreise angegriffen, welche nach unserer Auffassung unfehlbar zur Waldzerstörung führen wird. Daß aber die Wälder großen Einfluß auf das Klima haben, daß ihre Devastation auf das Land wirkt, dies ist neuerdings wieder durch meteorologische Forschungen festgestellt und in den „Sächsischen Mittheilungen“ durch A. Wölff von Niedergörsch zum Schluß seiner Betrachtungen aber sagt der Herr Wölff: „Alles dies mahnt von Neuem Gesetzgebung und Schutz der bestehenden und zu neuem Wäldern sich angelegten Wälder. Denn, wie auch an dieser Stelle schon eine Reihe von Artikeln, gestützt auf die besten dargelegt wurde: der Wald ist eine Hauptgrundlage des Haushaltes; mit der Baumlosigkeit hängen eng zusammen, Stürme, Verkegen von Quellen, Ueberfluthungen, Abnahme, Versandung, Verschlammung von Flüssen, theilung d. r. Flußschiffahrt und der auf demselben angelegten Gewerbe, schwerer Eisgang, Rißwuchs, verrenkte Ernten, also — Gesun-

Leben und Wohlfahrt der Bevölkerung. Ein nicht und bei allen solchen Mahnungen d. h. in unfernen Lande gerade diejenigen Personen, die für sich ganz die Worte Patriotismus und Nationalgefühl gepredigt erklären, dabei durch Erhöhung von Zöllen in ihrem Interesse den deutschen Wald und somit die Gesundheit des Landes auf das Empfindlichste zu schädigen. Ein ökonomischer Christlich-Sozialer Verein hat eine Besprechung des Diefesfelder Streikes folgendermaßen abgehalten: Fachvereine in Deutschland: „Noch so war der Uebermuth der Arbeitgeber in Deutschland wie heute und noch zu seiner Zeit standen die Arbeiter in der Arbeitgeber so haderfüllt gegenüber, als jetzt. Die Organisation der Arbeiter in den Gewerkschaften ist eine nicht eine so straffe, man würde in Deutschland jetzt wöchentlich von Arbeitertumulten hören.“ — Das ist wahrlich ein hohes Lob, welches dem Werkthätigen und Fachvereinen von der Seite gesendet wird. Dabei ist nicht zu übersehen, dieser und bei ähnlichen Gelegenheiten von den Vereinen niemals die Rede ist.

Schulmädchen werden jetzt vielfach durch den größeren Städten zum Stricken und Häkeln diese kleinen Kinderhändchen noch billiger als schon erwachsenen Mädchen. Die Bezahlung ist eine grenzenlos geringe; so soll eine Berliner Häkeln eines wollenen Umschlages, dessen 2-2 1/2 Tage in Anspruch nimmt, 5 Pf. Arbeitelohn und doch die Firma der Verkäuferin den halben bei dem Geschäft aus keine Seide spinnenden Beweis, daß die jämmerliche Konkurrenz Glend nach allen Seiten bringt, daß ihr im Interesse des Vaterlandes durch die Gesetzgebung Schranken den muß.

Die „Märtyrer des Todes“ hat man mit unglücklichen Kinder genannt, die unehelich wurden. Die unerbitliche Statistik hat nachgewiesen, welche eine bei weitem höhere Sterblichkeit bei diesen die ehelich geborenen Kinder aufweisen. Die Klar zu Tage. Die armen Geschöpfe entscheiden Theil der mütterlichen Pflege, und die Mütter selbst schämtlich nicht in der Lage, ausreichend für sie zu können. Das auf diesem Gebiet herrschende Elend erschreckendsten Erscheinungen unserer modernen und ein grauenhaftes Kapitel der sozialen Frage. Großstädten potenziert sich Reichthum und Mangel allermeisten. Betrachten wir z. B. die Sterblichkeitsrate der unehelichen und ehelichen Kinder in Berlin. Es waren in Berlin auf je 1000 Geborene:

	1878	1879	1878
über d. Geburt gestorben	63	63	63
im 1. Quartal gestorben	261	257	261
" 2. "	113	98	113
" 3. "	52	55	52
" 4. "	32	25	32
überhaupt in 1 Jahr gest.	521	498	521

Wir glauben, diese Ziffern sprechen für sich eine gründliche soziale Reform, in welcher solche den überaus bedauernden Standpunkten gehören. Bald kommen, in welcher die wirtschaftlich und sozial wirklich an Staat und Gesellschaft eine echte und haben.

Die Lohnkommission der Schuhmacher läßt folgenden Aufruf: Schuhmacher! Kollegen! Werstellen haben heute die Kollegen die Arbeit. Die Beweggründe zu diesem Schritt sind folgende: von uns vorgeschlagenen statistische Aufstellung aus, daß 70 pCt. der Meister den gewiß niedrigen Lohn von 1872 nicht mehr bezahlen. In einer der ersten Anlagen wurde selbst von Innungsmeistern beschlossen, neuen Tarif auszuarbeiten. Dieser Tarif, welcher wesentlich von dem 1872 er unterzeichnet, wurde Innung nicht anerkannt. Die hierauf stattfindenden Gen beschloßen deshalb, den Lohn tarif, welchen schon genehmigt haben, mittels Streiks durchzusetzen. Wir wurden also zu diesem Streik getrieben, weil wir selber nicht provozirt, der Lohn ist hier der niedrigsten deutschen Großstädten. Wir ersuchen Euch, nicht den Jauig nach Dresden fernzubalten. Die Curie. Wir richten deshalb an Euch Kollegen, soffen die Bitte, sucht und so viel wie möglich die Stimmung ist eine günstige. Gelder zur III. Etage bei Meyer. J. A. der Lohnkommission Königsberg i. Pr., 27. April. Deute haben 800 Tischlergesellen die Arbeit niedergelegt.

Kleine Mittheilungen. Frankfurt a. O., 25. April. (Unheimlicher Geschehen fanden Arbeiter auf der hiesigen Güter-Verladen von Blauholz, das aus Laguna in angekommen war, eine etwa zwei Fuß lange, schwarz, roth und gelb gefärbte lebende Schlange, Lowry auf die Erde schlüpfte. Sie wurde erschossen und Epitaph gesetzt.)

Jülichgau, 20. April. (Zusammenstoß) Am vergangenen Freitag stürzte in seit einigen Wochen wieder in Betrieb gesetzte schacht zusammen. Glücklicherweise passierte während der Frühstückstunde, sonst hätten mehrere ums Leben kommen können.

Mr. 98
Das
Es giebt
Tageblatt
gemacht
überdies
mehr im
eine edle
verfehen
Damit sich
weise dieses
Beranlassung
nummer hier
Die
Leben und
Wohlfahrt
der Bevölkerung
Ein nicht
und bei allen
solchen Mahnungen
d. h. in unfernen
Lande gerade
diejenigen Personen,
die für sich ganz
die Worte Patriotismus
und Nationalgefühl
gepredigt erklären,
dabei durch Erhöhung
von Zöllen in ihrem
Interesse den deutschen
Wald und somit
die Gesundheit des
Landes auf das
Empfindlichste zu
schädigen.
Ein ökonomischer
Christlich-Sozialer
Verein hat eine
Besprechung des
Diefesfelder Streikes
folgendermaßen
abgehalten: Fachvereine
in Deutschland: „Noch
so war der Uebermuth
der Arbeitgeber in
Deutschland wie heute
und noch zu seiner
Zeit standen die
Arbeiter in der
Arbeitgeber so
haderfüllt gegenüber,
als jetzt. Die
Organisation der
Arbeiter in den
Gewerkschaften ist
eine nicht eine so
straffe, man würde
in Deutschland jetzt
wöchentlich von
Arbeitertumulten
hören.“ — Das ist
wahrlich ein hohes
Lob, welches dem
Werkthätigen und
Fachvereinen von
der Seite gesendet
wird. Dabei ist nicht
zu übersehen, dieser
und bei ähnlichen
Gelegenheiten von
den Vereinen niemals
die Rede ist.
Schulmädchen werden
jetzt vielfach durch
den größeren Städten
zum Stricken und
Häkeln diese kleinen
Kinderhändchen noch
billiger als schon
erwachsenen Mädchen.
Die Bezahlung ist
eine grenzenlos
geringe; so soll eine
Berliner Häkeln eines
wollenen Umschlages,
dessen 2-2 1/2 Tage
in Anspruch nimmt,
5 Pf. Arbeitelohn
und doch die Firma
der Verkäuferin den
halben bei dem
Geschäft aus keine
Seide spinnenden
Beweis, daß die
jämmerliche Konkurrenz
Glend nach allen
Seiten bringt, daß
ihr im Interesse
des Vaterlandes
durch die Gesetzgebung
Schranken den muß.
Die „Märtyrer des
Todes“ hat man mit
unglücklichen Kinder
genannt, die unehelich
wurden. Die unerbitliche
Statistik hat nachgewiesen,
welche eine bei weitem
höhere Sterblichkeit
bei diesen die ehelich
geborenen Kinder
aufweisen. Die Klar
zu Tage. Die armen
Geschöpfe entscheiden
Theil der mütterlichen
Pflege, und die Mütter
selbst schämtlich nicht
in der Lage, ausreichend
für sie zu können.
Das auf diesem Gebiet
herrschende Elend
erschreckendsten
Erscheinungen unserer
modernen und ein
grauenhaftes Kapitel
der sozialen Frage.
Großstädten potenziert
sich Reichthum und
Mangel allermeisten.
Betrachten wir z. B.
die Sterblichkeitsrate
der unehelichen und
ehelichen Kinder in
Berlin. Es waren in
Berlin auf je 1000
Geborene:
über d. Geburt
gestorben 63 63 63
im 1. Quartal
gestorben 261 257 261
" 2. " 113 98 113
" 3. " 52 55 52
" 4. " 32 25 32
überhaupt in 1
Jahr gest. 521 498 521
Wir glauben, diese
Ziffern sprechen für
sich eine gründliche
soziale Reform, in
welcher solche den
überaus bedauernden
Standpunkten gehören.
Bald kommen, in
welcher die wirtschaftlich
und sozial wirklich
an Staat und Gesellschaft
eine echte und
haben.
Die Lohnkommission
der Schuhmacher läßt
folgenden Aufruf:
Schuhmacher! Kollegen!
Werstellen haben heute
die Kollegen die Arbeit.
Die Beweggründe zu
diesem Schritt sind
folgende: von uns
vorgeschlagenen
statistische Aufstellung
aus, daß 70 pCt. der
Meister den gewiß
niedrigen Lohn von
1872 nicht mehr
bezahlen. In einer der
ersten Anlagen wurde
selbst von Innungs-
meistern beschlossen,
neuen Tarif auszu-
arbeiten. Dieser Tarif,
welcher wesentlich
von dem 1872 er
unterzeichnet, wurde
Innung nicht anerkannt.
Die hierauf stattfindenden
Gen beschloßen
deshalb, den Lohn
tarif, welchen schon
genehmigt haben,
mittels Streiks durch-
zusetzen. Wir wurden
also zu diesem Streik
getrieben, weil wir
selber nicht provozirt,
der Lohn ist hier
der niedrigsten
deutschen Großstädten.
Wir ersuchen Euch,
nicht den Jauig nach
Dresden fernzubalten.
Die Curie. Wir richten
deshalb an Euch
Kollegen, soffen die
Bitte, sucht und so
viel wie möglich die
Stimmung ist eine
günstige. Gelder zur
III. Etage bei Meyer.
J. A. der Lohnkommission
Königsberg i. Pr.,
27. April. Deute
haben 800 Tischler-
gesellen die Arbeit
niedergelegt.
Kleine Mittheilungen.
Frankfurt a. O.,
25. April. (Unheimlicher
Geschehen fanden
Arbeiter auf der
hiesigen Güter-Verladen
von Blauholz, das
aus Laguna in
angekommen war,
eine etwa zwei Fuß
lange, schwarz,
roth und gelb gefärbte
lebende Schlange,
Lowry auf die Erde
schlüpfte. Sie wurde
erschossen und
Epitaph gesetzt.)
Jülichgau, 20.
April. (Zusammenstoß)
Am vergangenen
Freitag stürzte in
seit einigen Wochen
wieder in Betrieb
gesetzte schacht
zusammen. Glücklicherweise
passierte während
der Frühstückstunde,
sonst hätten mehrere
ums Leben kommen
können.

Das „Deutsche Tageblatt“ und der Nähfadenzoll.

So heb ich an: Legt nimmer hin Die Scham, die aller Zucht Beginn. — (Vergil.)

Es giebt in Berlin ein Blatt, das sich „Deutsches Tageblatt“ benamset und welches sich angeblich zur Aufregung gemacht hat, das deutsche Volk aus den Banden einer überderblichen und verlogenen Presse zu erlösen. Dieses liebliche, aber im Verborgenen blühende Weisheit, ist leider der großen Klasse des deutschen Volkes kaum dem Namen nach bekannt, eine edlen Bestrebungen, der Wahrheit überall zum Siege zu verhelfen, bleiben somit auch unseren Lesern verborgen. Damit sich aber unsere Leser eine Vorstellung von der Kampfesweise dieses duffenden Organs machen können, nehmen wir Veranlassung, nachstehenden Artikel aus seiner Sonntagsgamnummer hier ungeschminkt wiederzugeben. Derselbe lautet:

Die Arbeiterinnen als Vorkämpferin des sozialistischen, freisinnigen Manchesterthums.
Ein nicht so leicht zu vergeßender und für den Niedergang gewisser Parteien sehr bezeichnender Vorgang spielte sich in der am Freitag Abend abgehaltenen Arbeiterinnen-Versammlung ab, über deren Verlauf wir an anderer Stelle ausführlich berichten. Abgesehen von der nicht näher zu substantiierenden Evolution der Einberuferin, Frau Guillaume Schach, deren frühere merkwürdige „Sittlichkeitspropaganda“ nicht verfangen wollte, weshalb die Dame umfalle, kommt das größte Interesse den männlichen Elementen, die in der Versammlung drüllten, zu. Zunächst ist zu konstatieren, daß die zum Erlaß eines Garnzoll-Protestes einberufenen Arbeiterinnen-Versammlung weit überwiegend aus Männern bestand, während die sozialdemokratischen Führer, Singer und Götz, die Bönen des Tages waren und die freisinnigen Herren Böwe und Ricker auch auf die Gemüther des arbeitenden Sozialweiblichen, trotz ihrer Biedermannsinnigkeit, des Eindruckes gänzlich verfehlten. Früher als Herr Ricker noch jünger war, da hätten ihm die Mädchenherzen wohl wärmer entgegen geschlagen, aber jetzt —! Warum hat er seine Politik nicht früher ins Weibliche übertragen? Genug, die Herren Freisinnigen mußten mit großen Korbden abziehen, sie müssen jünger, schneidiger und weniger sentimental wiederkommen, wenn sie den praktischen Mädchen und Frauen des Arbeiterstandes gefallen wollen.

Den Kern des Verhandlungsgegenstandes machte nach Ansicht seiner zahlreich anwesenden Parteigenossen und Genossinnen Herr Singer. Wenn man diese Herren sprechen hört, so sollte man meinen, es sei eigentlich ganz gleichgültig, ob die deutschen Nähgarn-Fabriken existieren oder nicht, ja es wäre vielleicht besser, sie existierten überhaupt nicht. Und das hat ja Herr Singer als Damenmännlein Fabrikant ganz recht, denn wenn nur englische Nähfäden existierten, dann wären die Preise noch einmal so hoch, und der Verdienst, den die Herrschaften beim Verkauf des Garns an ihre Näherinnen erzielen, wäre ein dementsprechend größerer. Herr Singer ist ein Arbeiterfreund, da möge er doch in erster Linie dafür sorgen, daß die schmalen Löhne der Näherinnen nicht noch durch den unvernünftigen Verdienst der Fabrikanten am Nähgarn geschmälert werden (siehe die Angaben des Geh. Rath's Schraut in der Reichstags-Sitzung vom Donnerstag!)

Es wird uns da zu diesem Thema ein Schreiben übermitteln, welches näherlich wie folgt lautet:
„Auf die Rede des Herrn Singer in der gestrigen Reichstags-Sitzung haben wir unterzeichnet anzuführen, daß uns der Garnzoll hier in Berlin weniger Schaden zufügt, als die schlechten Preise, die, wie allgemein bekannt, besonders Herr Singer seinen Arbeiterinnen zahlt, denn eine tüchtige Arbeiterin braucht die Woche höchstens eine Rolle Garn, wenn sie mit der Hand näht, wie es doch die meisten Mäntelnaherinnen müssen, also ist der Schaden nur ein paar Pfennige. Hingegen wenn man berechnet, wie die schlechten Preise und besonders bei Herrn Singer vorherrschend sind, so sollte man doch meinen, da Herr Singer die Arbeiterpartei vertritt, müßte er der erste sein, der das Vord der armen Arbeiterinnen zu verbessern sucht, aber nicht mit schönen Redensarten, sondern mit der That. Die

Herren Reichstagsabgeordneten können natürlich auf die Rede des Herrn Singer nicht viel erwidern, weil sie kein Sachverständig davon besitzen, aber wir von der Konfektion, wir kennen das schon. Den Garnzoll wollen wir gern entrichten, da wir mit unseren schwachen Kräften auch gern etwas mit beitragen möchten, zur Größe des deutschen Staates.

Mäntel-Arbeiterinnen und eifrige Lesetinnen Ihres geschätzten Blattes.

Das ist die unverschämte, naive Ansicht deutscher, unpölitischer Näherinnen, von denen Herr Singer und Genossen recht viel lernen könnten!

Die zahlreichen Arbeiter und Arbeiterinnen, welche in den deutschen Garnfabriken ihr Brod finden, existieren für die Herren Sozialdemokraten so wenig, wie für die Herren Freisinnigen. Auch die offenkundige Bedrohung der deutschen Fabriken durch die kapitalmächtige englische Konkurrenz, die auf nichts mehr und nichts weniger als den Ruin der deutschen Industrie hinarbeitet, wird ignoriert. Das ist den Herren unbedeuten. Aber wenn ihnen Vorkämpfer über den täuschlichen Lohndruck gemacht werden, so sind sie mit dem „unabhängigen Produktionszwang“ bei der Hand. Ja, Herr Singer meinte, wie uns von anderer Seite berichtet wird, auf einen bezüglichen Zwischenruf, die Leute seien ja froh, wenn sie den Herrn Singer Lohn von 75 Pf. pro Tag bekommen, da sie ja sonst verhungern müßten! Das ist eine Boge nach alten Regeln St. Manchesters, um die Herr Singer wahrhaftig nicht beneiden. Und wenn er sich auch einer lapidaren Grobheit gegen Herrn Ricker und seine Knapen befleißigte, an jenen Federn zeigte sich's, daß sie misammen aus einem Ei gekrochen sind.

Wir haben selbstverständlich keine Veranlassung, uns in die Auneinanderungen des genannten Blattes mit der deutsch-freisinnigen Partei zu mischen, wir beschränken uns vielmehr darauf, an der Hand des Artikels aus dem für Wahrheit und Recht eintrittenden Organ zu beweisen, daß dasselbe in ganz unqualifizierter Weise gelogen und verleumdet hat. Daß der Abg. Singer kein Garn und keine Nähfäden an irgend welche Näherinnen verkauft, ist den Schreibern des „Deutschen Tageblattes“ sehr wohl bekannt; die Rede des Abg. Singer wirkt ausdrücklich darauf hin, daß dieser Modus in der Konfektionsbranche nicht gebräuchlich ist, weil die Mäntelnaherinnen nicht direkt für die Geschäfte arbeiten, sondern nur von Weibern, welche die Anfertigung von Konfektionsgegenständen betreiben, beschäftigt werden. Hier hat also das edle Blatt wiffentlich gelogen. Was dann die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen in den Nähfadenfabriken anbetrifft, so ist es allbekannt — und wir haben dies erst vor einigen Tagen konstatirt, daß gerade der Abg. Singer in hervorragender Weise bestrebt ist, gesetzlichen Schutz auch für diese Arbeiterinnen herbeizuführen. Hier ist es gerade das wahrheitsliebende „Deutsche Tageblatt“, welches im Verein mit den Nähgarnfabrikanten derartigen Bestrebungen mit aller Macht entgegenarbeitet. Das Blatt hat also wiederum gelogen.

Kommt nun noch das Schreiben der Näherinnen in Betracht. Daß das Schreiben nur fingirt ist, muß doch selbst ein Leser des „Deutschen Tageblattes“ merken — obwohl wir gerne zugeben wollen, daß es dem Blatte gelungen ist, seinen Lesern den Verdacht um ein Bedeutendes zu beschränken. Der Schreiber des Briefes hat von der Lage der Näherinnen ebenso wenig Begriffe, wie von Wahrheitsliebe. Uebrigens wollen wir hier konstatieren, daß der fingirte Ausdruck der Näherinnen:

„Den Garnzoll wollen wir gerne entrichten“ ganz die Richtigkeit der Behauptung des Abg. Singer, daß nur die Näherinnen den Zoll tragen werden, dokumentirt.

Was nun weiter die Behauptung der Pseudo-Briefschreiberinnen, daß Herr Singer in seinem Geschäft die schlechtesten Löhne zahlt, anbetrifft, so brauchen wir nur auf eine Luz vor der Reichstagswahl von den Arbeitern des Herrn Singer abgegebene Erklärung hinzuweisen. Dieselbe lautet:

In einer legihin stattgehabten Versammlung soll ein Schneidermeister Müller die Ankerung gethan haben, „daß in dem Konfektionsgeschäft des Herrn Singer die Arbeiter bis auf Blut gedrückt werden.“ Dem gegenüber erklären wir, daß nach unseren langjährigen Erfahrungen diese Behauptung un-

se beim Abhange eines Stromfalles ein. Der Graf ging langsam, das weiße Tuch schleppte noch immer hinter ihm her. Seine Haltung, seine Bewegungen sowohl wie die der Alten waren steif automatenähnlich. Sie gingen ungefähr 20 Schritt vor Friz den Hohlweg beim Schredenstein entlang, bald im Schatten, bald im hellen Licht. Sie schritten vorsichtig und vermieden Stellen, wo der Schnee tief lag. Abfichtlich schienen sie öfter einen solchen Pfad aufzusuchen, wo der Wind einzelne Stellen vom Schnee entblöht hatte.

Thaten sie das, um das Auffinden ihrer Spur zu erschweren? Die Erscheinung hatte etwas so Unheimliches, da Friz mehrere Male den Gedanken faßte, umzukehren; aber dann war es wieder wie eine unwiderstehliche Macht, die ihn trieb, diesem seltsamen Aufzuge weiter zu folgen. Es war ein beschwerlicher Weg, auf dem er folgen mußte, und derselbe wurde nicht besser, als sie endlich einen Fußpfad erreichten, der zwischen Dornestrüpp auf die Höhe des Bergflüdens hinaufführte.

Nun erreichten sie eine Reihe Felsspitzen auf dem Kamm des Schredensteines. Hinter diesen Felsen stoh sonst ein Waldstrom, aber im Winter fließen die Bäche nicht, laum schlängelnd sich ein schmaler Streifen Wassers unter der harten Eisdecke fort.

Der Graf und seine Begleiterin fanden wirklich einen Pfad auf dem Felsen. Sie fliegen immer weiter hinauf; und weiter ging's ohne zu zögern, ohne anzuhalten, mit ungläublicher Sicherheit. Friz mußte sich oft an dem Gestrüpp festhalten und mit Vorsicht den Weg untersuchen, um ihnen zu folgen. Oben, auf der Spitze des Felsens, der über einen unermesslichen Abgrund hervorragte, stand er plötzlich nur drei Schritte von ihnen entfernt. Sie hatten Halt gemacht.

Zu ihrer Linken hatte der Waldbach sonst einen Fall, jetzt aber hing er nur in zahllos gefrorenen Zaden in die Tiefe hinab. Hier in dieser Tobenstille, an dem jähem Abhange des Felsens, in der Nähe dieser beiden unheimlichen Gestalten, welche mit der Gefühllosigkeit von Automaten ihr finstres Werk ausführten und hier vollenden wollten, war dem Zuschauer dieser Szene eigenthümlich zu

wahr ist und daß unsere Beziehungen zu unseren Arbeitgebern nach allen Seiten hin die allerbesten sind.

Berlin, den 25. Oktober 1884.
(Folgen Unterschriften. Siehe „Berliner Volksblatt“ vom 28. Oktober 1884.)

Die gehässigen Verleumdungen gegen Herrn Singer dauern also nicht erst von jetzt, sie haben aber ihren Urhebern noch keine Früchte getragen. Der vierte Berliner Reichstagswahlkreis, einer der größten und intelligentesten unseres Vaterlandes, hat aber die Verleumder gerichtet; über 25 tausend deutsche Bürger haben den letzteren das Brandmal der Verlogenheit auf die Stirn gedrückt. — Es gehört also immerhin ein gewisser „Muth“ dazu, diese Lügen fortzusetzen, sie haben aber heute ebenso gut kurze Beine, wie vor den Wahlen und werden jetzt sicherlich gegen ihre Urheber nur noch größere Verachtung heraufbeschwören.

Ganz so wahrheitsgetreu wie alles Uebrige ist auch die Behauptung, der Abg. Singer hätte auf einen bezüglichen Zwischenruf in der Frauen-Versammlung am Freitag gesagt: „Die Leute seien ja froh, wenn sie den Jammerlohn von 75 Pfennig pro Tag bekämen, da sie ja sonst verhungern müßten.“

In seiner Rede kam der Abgeordnete Singer darauf zu sprechen, daß die Näherinnen wirtschaftlich die Allerschwächsten seien, da sie sich nicht koaliren und nicht etwa streiken könnten, um dadurch höhere Arbeitslöhne zu erzwingen. Bei dieser Stelle kam der Zwischenruf:

„Sie müssen die Arbeit einstellen, wenn kein höherer Lohn gezahlt wird!“

Herr Singer erwiderte: „Bei der überprophetischen Konkurrenz auf dem Gebiete der Näherinnen und bei der unter letzteren herrschenden Noth, welche sie zwingt, jede auch noch so schlecht bezahlte Arbeit anzunehmen, würde der Wunsch des Zwischenrufers nicht erfüllt werden können, weil die Noth eben Veranlassung sei, lieber mit einem Verdienst von 75 Pf. oder 1 Mark pro Tag vorlieb zu nehmen, als bei einer voraussichtlich von den Näherinnen nicht auszuhaltenden Arbeitseinstellung gar nichts zu verdienen.“

Ran halte diese von allen nachfolgenden Rednerinnen vollkommen getheilt und gebilligte Auslassung derjenigen des „Deutschen Tageblattes“ gegenüber und — man wird auch hier die Wahrheitsliebe des Blattes konstatiren können.

Damit wäre der Beweis erbracht, daß der Artikel des „Deutschen Tageblattes“ von A bis Z auf Unwahrheit beruht, daß er erfunden, um einen Mann, den man als politischen Gegner und namentlich, weil er Jude ist, haßt, dem man aber keinen Mafel anzuhängen vermag, in den Augen seiner Mitmenschen herabzusetzen. Das letztere wird nun freilich nicht gelingen. Alles was man zeitigen wird, daß ist Verachtung der Leute, deren Waffen, deren leges Mittel die Lüge ist. Und diese Leute wollen Deutschland einer neuen, besseren Zeit entgegenführen?

Parlamentsberichte.

Deutscher Reichstag.

87. Sitzung vom 27. April, 11 Uhr.
Amische des Bundesrath's: v. Boetticher, v. Burchard und Kommissarien.

Die zweite Berathung der Kolonialnovelle wird fortgesetzt mit der Position 9d Kap. 8, Absatz 2. in Verbindung mit den Positionen 26 „Del“ und 29b „Mineralische Schmieröle.“ Die Kommission hat folgende Fassung vorgeschlagen:

- 1. a) 1. Kap. 8, Absatz 2, Rohn, Sesam, Erdnüsse und anderweitig nicht genannte, Del enthaltende vegetabilische Stoffe 2 R.
- 2. Leinsaat und Palmkerne frei.
- 26. Del, anderweit nicht genannt, und Fette:
 - a) Del aller Art in Flaschen oder Krügen . . . 20 R.
 - b) Leinöl in Fässern . . . 4 "
 - c) anderes Del in Fässern . . . 9 "
 - d) Oliven- und Rignusöl in Fässern, amlich denaturirt . . . 2 "
 - e) Palm- und Kolosnussöl . . . 2 "

Muthe. Er empfand ein Grausen, wenn er daran dachte, daß das Alles ja nicht nur Schein, sondern Wahrheit hätte sein können, daß eben so gut wie diese beiden unheimlichen Gestalten nur scheinbar einen Reiznamen eines Geistes mit sich führten, sie auch dies möglicher Weise in Wirklichkeit hätten thun können.

Der Graf hatte seine Bürde niedergelegt. Beide, er und die Alte, erfakten sie, wiegen sie einen Augenblick über dem Rande des Abgrundes hin und her, dann flatterte das lange, weiße Laken hinab, und die Körper bogen sich weit über, um ihm nachzusehen. Endlich war es in dem unabsehbaren Abgrund verschwunden.

In diesem Augenblick bedeckte ein Wolkenfleier den Mond. Die Wolken überzogen ihn langsam, erst schwach, wie mit einem durchsichtigen Flor, dann immer dicker und dichter, mit ihrem schwarzen Schleier den Schein verhallend und den Glanz verlöschend.

Friz sah noch in dem schwindenden Lichte, wie sie Beide über den Abgrund gebeugt standen, und als sie nicht mehr sehen konnten, wie sie einander stumm anblickten, wie dann in ihren Gesichtern eine wilde Freude aufblitzte. Auf dem Antlitz der Alten lag Triumph, befriedigte Rache, auf dem des Grafen etwas, das wie Entzücken und Glückseligkeit erschien. Dann sah er nur noch, wie die Alte die Hand des Grafen ergriff und ihn in schwindelnd rascher Bewegung mit sich forttrieb.

Nur einen Augenblick noch sah er Beide dahineilen, dann war Alles mit Nacht bedeckt. Eine schwere Wolke hatte sich gerade vor die Scheibe des Mondes gelegt und hüllte Alles in undurchdringliches Dunkel. Friz fürchtete bei jedem Schritte in den Abgrund zu stürzen; nur mit der größten Vorsicht durfte er sich fortbewegen. Nach einigen Minuten blickte der Mond wieder durch die Wolken hindurch. Er schaute um sich und gewahrte sich allein an einer der Felsspitzen, bis an die Knie im Schnee stehend.

Erschrocken taumelte er vor dem Abgrund zurück, der dicht vor seinen Füßen lag und kletterte den Abhang hinab. Er gelangte wieder auf den Pfad, der nach dem Schloße führte, und diesen verfolgte er so eilig, als es seine Kräfte gestatteten, an Leib und Seele ermattet und

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dug.

(Fortsetzung.)

Es war ein gefährliches Unternehmen, doch wagte er es in der Erwägung, daß, wenn er seinen weiteren Ausweg mehr fände, er ja wieder die Stufen hinaufsteigen könnte. Endlich hörte die Treppe auf. Er blickte suchend um sich und entdeckte vor Linken einen Strahl des Mondlichtes, der durch eine niedrige Pforte, verdeckt von Dornesträuch und Brombeergestrüpp durchstochten, drang. Er beseitigte diese Hindernisse, scharrte mit dem Fuße den Schnee fort . . . und sie da — er befand sich am Fuße des Donaldthurms.

Wer hätte gedacht, daß eine solche Treppe in's Schloß hinab führte? Wer aber hatte der Alten diese Treppe gezeigt? Doch er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken und sich bei diesen und ähnlichen Fragen aufzuhalten. Er war durch die niedere Thür hinaus getreten, und vor ihm lag eine große Ebene, über welche sich das volle Mondlicht fast blendend ergoß, so daß die Gegenstände wie am hellen Tage sichtbar vor ihm lagen, zur Rechten die dunklen Linien des Fichtenwaldes, der die Ebene nach einer Seite hin begrenzte, zur Linken die Fels- und Bergketten, die sich bis zum Schredenstein fortplanten, deren Gipfel ebenfalls bewachsen waren, die mit finstern Schluchten und Stromhöhlungen durchzogen waren, und sich jenseits des Schredensteins ins Unabsehbare hinausstreckten. Die Luft war ruhig, aber kalt.

Friz schloß sich durch sie erfrischt, ja, es kam ihm vor, als ob die reine klare Luft ihn scharfsinniger und kläger gemacht hätte. Sein erstes war, sich umzuschauen, um den Grafen und seine Begleiterin wieder aufzufinden. Dort auf jener Anhöhe, die sich etwa zweihundert Schritt von ihm entfernt erhob, erkannte er die beiden Gestalten, deren hohe dunkle Umrisse sich bei dem klaren, sternbesäten Himmel deutlich und bestimmt abzeichneten. Friz holte

